

vorzüglichen Bandes liegt nicht zuletzt darin, daß er die breite Palette von Forschungsaufgaben einer Alltagsgeschichte und zugleich Forschungsperspektiven aufweist.

Dieter Langewiesche

Forschungen zur Lage der Arbeiter im Industrialisierungsprozeß, hrsg. von Hans Pohl (= Industrielle Welt, Bd. 26), Klett-Cotta, Stuttgart 1978, 132 S., Ln., 32 DM.

Der Band enthält vier für den Druck überarbeitete Fassungen von Vorträgen, die auf dem Historikertag in Mannheim 1976 im Rahmen der Sektion »Arbeiterfragen im Industrialisierungsprozeß« von *Heilwig Schomerus*, *Günther Schulz*, *Ulla Riemer-Schäfer* und *Jochen Kregel* gehalten wurden. Sie spiegeln demnach einen Forschungsstand in jenem in der Bundesrepublik noch relativ jungen Zweig historischer Sozialwissenschaften wider, der zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Rezension fast drei Jahre zurückliegt. Mittlerweile sind etwa durch die Arbeiten von Rudolf Vetterli und Klaus Tenfelde — ganz zu schweigen von den Diskussionen in den Zeitschriften »Le mouvement social«, »Social History« und »History Workshop« — methodische und inhaltlich-empirische Maßstäbe für die Erforschung der »Lage der Arbeiter im Industrialisierungsprozeß« gesetzt worden, an denen gemessen, die zu besprechenden Beiträge überholt erscheinen.

Die Schwierigkeit, den Aufsätzen aus aktueller Sicht gerecht zu werden, beginnt bereits bei der von *Hans Pohl* verfaßten Einleitung, in der der Autor versucht, einen Überblick über den bis dato erreichten internationalen Forschungsstand zu geben und die nachfolgenden Beiträge im Hinblick auf übergreifende Fragestellungen vorzustrukturieren. Pohl referiert zwar wichtige neuere Untersuchungsergebnisse aus der anglo-amerikanischen und deutschen Forschung, diskutiert aber diese Arbeiten weder unter methodischen noch inhaltlichen Gesichtspunkten. Dabei liegen etwa den in einem Atemzug genannten Büchern »von Smelser, Thernstrom und Jones, von Foster und Scott« (S. 9) nicht nur völlig unterschiedliche theoretische Konzeptionen, Fragestellungen und Untersuchungsmethoden zugrunde, sondern diese Ansätze wie auch die jeweiligen Ergebnisse sind überdies höchst kontrovers und dementsprechend auch nur kritisch rezipierbar. Das läßt sich deutlich an der lebhaften Debatte verfolgen, die Fosters »Class Struggle and the Industrial Revolution« unter den englischen Sozialhistorikern hervorgerufen hat; oder anhand der Diskussion, die bis heute über E. P. Thompsons Werk geführt wird. Die unbestreitbare Tatsache, daß alle von Pohl zitierten Arbeiten unsere Kenntnisse über die Lage der Arbeiter im Prozeß kapitalistischer Industrialisierung erweitert und vertieft haben, kann und darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß der konkrete Inhalt jener Kenntnisse und deren jeweilige forschungsstrategische Implikate und Konsequenzen alles andere als sich ergänzende Mosaiksteinchen bei dem Bemühen um eine realhistorische Rekonstruktion des proletarischen Arbeits- und Lebenszusammenhanges bilden. Insbesondere scheint es mir mehr als fraglich, ob sich die referierten Arbeiten unter den Begriff »Erforschung des sozialen Wandels der Arbeiterschaft« (S. 9) subsumieren oder besser in die jenem Begriff zugrundeliegende Konzeption integrieren lassen, auch wenn diese Konzeption in Pohls Einleitung nur sehr vage definiert ist. Immerhin wird deutlich, daß es um die »*Wirkungen* des Industrialisierungsprozesses auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse« geht, genauer: um »die Veränderungen von Herkunft, Mobilität, Differenzierung nach Alter, Geschlecht, Entlohnung und allgemein nach dem Status der industriellen Arbeiter und der im engeren Sinne materiellen wie im weiteren sozialen Sicherheit ihrer Arbeitsverhältnisse unter den teils unmittelbaren, teils nur vermittelten Auswirkungen und Begleiterscheinungen der technischen Entwicklungen, der Veränderungen der Produktionsverhältnisse, der Betriebsverfassung wie auch der Wirtschafts- und Sozialpolitik« (S. 7). Somit ist zumindest auch

klar, worum es bei der »Erhellung des sozialen Wandels der Arbeiterschaft« (S. 11) *nicht* geht: um das aktiv-kämpferische Eintreten der Arbeiter für die Verteidigung und den Ausbau ihrer materiellen, sozialen und kulturellen Interessen gegenüber den täglichen Herausforderungen eines nach kapitalistischen Prinzipien strukturierten Produktions- und Gesellschaftssystems. Den Arbeitern wird aufgrund einer »besonders prekären Quellenlage« (S. 8) nur eine Rolle »als stumme Objekte« (ebda.) ebenjener »Wirkungen des Industrialisierungsprozesses« zugebilligt, was die Erforschung ihrer Lage zu einem formalisierenden und segmentierenden Arbeitsprogramm macht, in dem Statistiken und Auflistungen eine größere Aussagekraft zugesprochen wird als den lebendigen Formen proletarischer Selbsteinschätzung und Emanzipationsansprüche. Da der sozialwissenschaftliche Erkenntniswert einer solchen Vorgehensweise ebensowenig begründet wie theoretisch-methodisch expliziert wird, kann man dieses positivistische Verfahren akzeptieren oder auch nicht akzeptieren. Was in jedem Fall zählt, sind die gewonnenen Ergebnisse.

Bei dem Aufsatz von *Heilwig Schomerus* sind diese vollständig aufgegangen in ihrem kurz zuvor als Bd. 24 der Reihe »Industrielle Welt« erschienenen Buch »Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen«, das von mir an anderer Stelle bereits besprochen wurde (vgl. *IWK*, 2/1978, S. 249—252).

*Günther Schulz* untersucht »Integrationsprobleme der Arbeiterschaft in der Metall-, Papier- und chemischen Industrie der Rheinprovinz 1850 — 1914« und konzentriert sich dabei auf »das Maß an ›Sozialer Sicherheit‹ als Kriterium zur Beurteilung der sozialen Lage eines Teils der rheinischen Industriearbeiter« (S. 67), wobei er den Begriff »Soziale Sicherheit« nach dem Handwörterbuch der Sozialwissenschaften von 1956 verwendet. Am Beispiel des »Carlswerks« (Metallbetrieb) beschreibt er das »paternalistische« und anhand der Farbenfabriken von Bayer & Co das »protektorale« Konzept betrieblicher Sozialpolitik. Beide »vermittelten ein Stück sozialer Sicherheit und Eingliederung in den Betrieb, versuchten jedoch, den Arbeiter möglichst eng an den Betrieb zu binden; sei es in der Form des Paternalismus, der größere Unselbständigkeit der Arbeitskräfte annahm, sei es in der Form des Protektionalismus, der größere Mitwirkung vorsah, hatten beide Konzeptionen erzieherische Absichten« (S. 74), die auch »zur innerbetrieblichen Differenzierung und Statuskennzeichnung« (S. 78) dienten. Zu diesem Gedanken kehrt er nach Ausführungen über »Herkunft und Mobilität«, »Fluktuation, Arbeitsverhältnis und betrieblicher Aufstieg«, »Kinder- und Frauenarbeit«, »Lohnverhältnisse«, »Arbeitsordnung und Arbeitszeit« (S. 76 — 92) am Schluß des Aufsatzes wieder zurück. Daß die Unternehmen durch »die Schaffung größerer materieller Sicherheit als Teil sozialer Integration« (S. 93) »Hervorragendes geleistet« (S. 94) haben, scheint ihm unzweifelhaft; lediglich die dahinterstehenden Konzeptionen bzw. Gedanken erwiesen sich als »zunehmend problematisch« (S. 94), weil sie von einer nicht mehr zeitgemäßen »Negierung divergierender Interessenlagen der betrieblichen sozialen Gruppen durch erzieherische Integration« (S. 95) ausgingen und deshalb — insbesondere in Gestalt des Paternalismus — zunehmend »auf die Ablehnung der Arbeitskräfte« (S. 94) stießen.

*Ulla Riemer-Schäfer* strukturiert ihren Beitrag »Sozialstatistik und Sozialstruktur der Arbeiterschaft in der chemischen Industrie und im Maschinenbau des Rhein-Main-Gebiets 1870 — 1914« noch stärker nach dem aus der Einleitung zitierten Fragenkatalog. Sie reflektiert auf die branchenspezifische Differenzierung der Arbeiter »nach regionaler und sozialer Herkunft« und die entsprechenden »Arbeitereinzugsbereiche« (S. 116). »Die Wachstumsgroßindustrien Chemie und Maschinenbau sind Stadtrand-, vor allem aber Landkreisindustrien« (ebda.) mit relativ geringem Anteil an weiblichen Beschäftigten. Mit der beruflichen Dequalifizierung im Zuge des Übergangs zur Massenproduktion wächst die Bedeutung des betrieblichen Ausbildungswesens. Je nach dem Anteil der Ungelernten an der Belegschaft entwickelt sich die Fluktuation der Arbeitskräfte.

Gegenstand des letzten Aufsatzes von *Jochen Krenzel* schließlich ist »Die Arbeiterschaft der

Berliner Bekleidungsindustrie«, deren Berufssituation wesentlich durch das sog. Zwischenmeistersystem geprägt war. Seine zentrale Fragestellung lautet: »Blieb die Heimarbeit zwischen 1870 und 1914 die tragende Produktions- und Arbeitsorganisationsform der Bekleidungsindustrie, und sind daher ihre [vergleichsweise miserablen] Sozialverhältnisse für die Lage der Arbeiterschaft der gesamten Industrie von entscheidendem Gewicht gewesen oder nicht?« (S. 120) Der Rückgang der Heimarbeiterzahlen, der Wegfall spezieller Heimarbeiterlohngruppen, die Zunahme heimarbeitsatypischer Streiks sowie die »treibende Rolle der Bekleidungsindustrie bei Steigerung der durchschnittlichen Lebenserwartung in der Berliner Industrie« (S. 129) dienen dem Autor als beweiskräftige Indikatoren für eine offensichtliche »Organisationsveränderung des Fertigungsgebietes in Verbindung mit immer stärkerer Fabrikalisierung der Produktion« (S. 130). Und mehr noch: Diese Veränderung »verbesserte[...] die soziale Lage der Arbeiterschaft erheblich, indem sich dadurch Möglichkeiten zur gewerkschaftlichen Organisation eröffneten, und leitete durch die allmähliche Überwindung der gering Qualifizierten und niedrig entlohnten protoindustriellen Produktionsform der Heimarbeit den eigentlichen Industrialisierungsprozeß dieser Berliner Industrie ein, der zumindest für West-Berlin erst durch den Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 durch das Abkappen der letzten echten Heimarbeiterbetriebe im Nordosten der Stadt abgeschlossen wurde.« (S. 130).

Wie neuere Arbeiten (z. B. von Vetterli, Treppe, Samuel, Brüggemeier etc.) gezeigt haben, kann man freilich auch ein ganz anderes Bild von der »Lage der Arbeiter im Industrialisierungsprozeß« gewinnen, als dies der von Hans Pohl herausgegebene Band der »Industriellen Welt« zeichnet, ein Bild, in dem die Arbeiter als Produzenten und klassenspezifisch handelnde Subjekte mit historisch-konkreten Interessen im Mittelpunkt stehen. Dies liegt jedoch nicht im Erkenntnisinteresse des hier besprochenen Buches, weder im gesellschaftspolitischen noch im forschungsstrategischen. Insofern sollte man keine ungerechtfertigten Erwartungen an die vorgelegten Forschungsergebnisse herantragen, sondern sie entsprechend ihrem inhaltlichen Aussagegehalt und dessen Bedeutung für die aktuelle Forschung rezipieren.

Lothar Machtan

Norman Longmate, *The Hungry Mills. The Story of the Lancashire Cotton Famine, 1861—65*, Maurice Temple Smith Ltd., London 1978, pp. 319, clothbound, £ 7.00.

Few aspects of English economic and social history are so well documented as the Lancashire cotton famine. In addition to good contemporary accounts by Arthur Arnold and John Watts (recently reprinted), Edwin Waugh, and Ellen Barlee there are the reports of the Poor Law Board, the official reports of H. B. Farnall and Robert Rawlinson, the statistics collected by John Maclure, as well as numerous pamphlets and articles in national and local newspapers. Mr. Longmate has examined all these sources to produce a well written and well illustrated account of the disaster which afflicted the cotton districts of Lancashire and Cheshire in 1861—65. Although other aspects of the cotton famine are not neglected, the author — who has written a number of books on English social history — discusses in some detail the affects of mass unemployment upon the workers in Lancashire.

In 1860 the cotton industry in Lancashire and adjoining counties was the largest and most important in England. Its two thousand factories employed half a million operatives and were responsible for producing goods valued at £ 76 millions of which £ 52 millions were exported. But this great industry suffered from one serious weakness since four fifths of its raw material came from the southern states of the U.S.A. During the American civil war the North successfully blockaded the Confederacy so that imports of American raw cotton to Li-